

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 10 (1930-1931)
Heft: 12

Artikel: England und Indien nach der Rundtisch-Konfrontation
Autor: Haushofer, Karl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-157229>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

England und Indien nach der Rundheitlich-Konfrontation.

Von Karl Haushofer, München.

Als ich zur Jahreswende 1930/31 von der „Nordischen Gesellschaft“ nach dem geopolitisch bedeutendsten Ereignis der Zeit gefragt wurde, konnte ich ohne Besinnen antworten: die erste Konfrontation, nicht nur zwischen England und Indien, sondern zwischen Europa und Asien am runden Tisch, unter annähernd gleichen Bedingungen an Sonne und Schatten, und ihr Ausgang — obwohl dieser Ausgang damals im Januar noch im weiten Felde stand, und in noch weiterem die sehr zweifelhafte Heimkehr der indischen Delegierten und ihre Aufnahme in einem evolutionären oder revolutionären Geiste und Lande: mit schwarzen Flaggen, Steinen oder Blumenkränzen!

Dabei lagen damals wirklich heiße Eisen genug im Feuer: Rohstoff-Preissturz und Welthandels-Verknappung; Wirtschaftskrisen weltüber; Umbau in den Sowjets; französisch-deutsche Ausgleichsvorschläge und Präventiv-Krieg-Säbelgerassel in Paris und Warschau; Interventions-Gerede in Moskau; eine Revolutionswelle in Südamerika, mit schweren Rückschlägen auch für den Norden der Neuen Welt; der drohende Bankrott eines ganzen Erdteils, Australiens, dem andere folgen konnten...

War alledem gegenüber die aus dem heißen Boden Indiens in die kühle Atmosphäre von St. James versetzte Aussprache der gemäßigten und opportunistischen Vertreter Indiens (denn die andern saßen ja im Gefängnis, wie Gandhi, die beiden Nehru u. s. w.) mit einer kleinen Auswahl von britischen Sachkennern und Parlamentariern, unter den Bruckbildern der einstigen Eroberer des Mogulreichs, auf wesenfremder Erde, im Nebelklima das folgenschwerste Ereignis einer an so vielen Stellen der Erde, auf überall zitterndem Boden tiefbewegten Zeit?

War nicht zu viel geredet, zu wenig getan worden, mit dem Aufstellen eines noch reichlich schemenhaften Zukunftsplanes für einen allindischen Bundesstaat, den von rechts in England, von links in Indien bereits der Theaterdonner Churchills zu erschüttern schien, das Wetterleuchten Gandhis umzuckte?

„Parley's End“ — so überschrieb, im Anklang an das bekannte Theaterstück „Journey's End“, die witzige indische Missionszeitschrift „The Week“ aus Bombay (Bd. VIII, 22. 1. 1931) eine Reihe von gut gesehenen Betrachtungen. Auch sie fand, daß Sir Tej Bahadur Sapru in seiner Schlußansprache die drei wichtigsten Konferenz-Verträge am besten zusammengefaßt habe.

Eine höhere, vornehmere, freiere Idee eines allindischen Bundesstaats habe hauptsächlich durch die vaterländische Haltung der indischen Fürsten Gestalt gewonnen! Als Abendländer vergißt man zu leicht die Rolle der 568 indischen Fürstenstaaten, die sich zwischen die neun großen und wun-

derlich mit ihnen verzahnten und verkeilten englisch regierten Landräume hineinfügen!)

Der zweite Leitgedanke sei die Verantwortlichkeit im Zentrum, die auch Lord Reading (früherer Vizekönig, Vorgänger von Lord Irwin und dem in diesem Frühjahr eingesetzten Lord Willingdon) aus den Reden des Maharaja von Bikanir und des Nawab von Bhopal gefolgert habe. (Unter den übrigen anwesenden Fürsten war durch Persönlichkeit und Meinung namentlich das dunkelschnittige Rassegesicht des Maharaja von Alwar hervorgetreten.)

Der dritte war die integrale Idee aller Systeme verantwortlicher Regierung, nämlich: daß Indien in künftigen Jahren zur Selbstverteidigung bereit sein müsse.

Konnte man das Ergebnis der Konferenz auch nur so auffassen, so war es freilich begreiflich, daß der Altpräsident des Swaraj-Kongresses, der greise einstige Bonvivant, dann nationale Büßer Motilal Nehru, der Vater des kühnen Jawaharlal Nehru, auf seinem Sterbelager zu Gandhi sagen konnte: „Aber ihr h a b t ja die Unabhängigkeit schon erreicht!“

War diese Vision eines Sterbenden zu kühn, wenn der „Economist“, das nüchterne Führerblatt der großbritischen Wirtschaft, am 24. 1. 1931 auf S. 155 sagte: „Das Indian Empire ist zu Ende; der Tag der verbündeten indischen Gemeinwelt (Indian federated Commonwealth) hat begonnen. . .“?

Gewiß ist es nur ein Verfassungsentwurf, eine noch sehr in Umrisslinien veränderbare Skizze, die Lord Sankey im Londoner Winternebel verlas. Indische Bundesregierung, Indern verantwortlich; Exekutivgewalt im Dominion-Stil durch einen Generalgouverneur (so könnte die kluge, um nicht zu sagen gerissene, vielseitig, in Australien, Bombah und Madras, dann Canada ausgebildete Persönlichkeit Lord Willingdons wohl der letzte Vizekönig alten Stiles sein!); beratender Ministerrat, auf Vorschlag eines Ministers ernannt; Kabinett, vom Vertrauen der gesetzgebenden Versammlung abhängig, jedoch mit Überleitungsfrist; eine Übergangsperiode, in der die auswärtigen Angelegenheiten und das Heer in der Hand des Generalgouverneurs bleiben, Notvollmachten sehr weitgehender Art für den Generalgouverneur; das waren die wesentlichsten Richtlinien.

Aber die hellhörige und weitichtige katholische indische Missionsstimme und der verantwortliche Berichterstatter der britischen Wirtschaft sind sich darin einig, daß ein ungeheures Zugeständnis darin liegt, daß sich die öffentliche Meinung Großbritanniens im wesentlichen in die Erkenntnis der Notwendigkeit dieser Zugeständnisse gefügt hat, aus denen in etwa einer Generation die Freiheit und Selbstbestimmung, wenn nicht in der nächsten die Unabhängigkeit eines solchen Bundesstaats hervorbrechen müßte, wie die Frucht aus der Blüte.

Die große Frage aber ist, ob nicht schon an der Jahreswende von 1929 auf 1930 die beiden wuchtigen Fahrzeuge: das im Gestaltwandel zum vierten Reich begriffene britische Imperium und das vom Ideal des Dominiumzustandes zur völligen Unabhängigkeit als Forderung durchstoßende radikale Indien an der Möglichkeit eines evolutionären Aus-

gleichs vorbeigeglitten sind — was an jener Jahreswende unser Eindruck war. Uns schien ein furchtbares: „Zu spät!“ für Indien und Europa über den Verzögerungen des Simon-Berichtes, den Hemmungen des Kabinetts Mac Donald geschrieben zu stehen.

Denn bei aller Ausgleichsleistung des Winters 1930/31 — die man nicht unterschätzen darf — (ist doch die Ausschaltung eines Landraums von rund 600,000 Qkm. mit 13 Mill. Einwohnern, wie Burma, mit 14 mal der Landfläche, dreimal der Menschenzahl der Schweiz!) aus dem ganzen indischen Komplex wahrhaftig schon großräumig genug!, blieben noch Spannungen genug.

Der bloße Anblick des indischen Vertreterkreises in St. James und jenes anderen, der sich jüngst in Allahabad zu Ehren der aus dem Gefängnis entlassenen Kongreßmitglieder versammelte, würde Bände sprechen; und es ist sehr der Mühe wert, sich die betreffenden Bilder in den großen britischen und indischen illustrierten Zeitschriften anzusehen. Bei aller äußeren Verbindlichkeit in der Form der Aussprachen zwischen Gandhi und dem Vizekönig in Neu-Delhi stehen diese Gestalten in herber Schärfe des Umrisses dahinter; und wir dürfen nicht vergessen, daß die kleine Lichtspanne zwischen Sapru, Gaftri und Jahakar, den Trägern der Versöhnungsbotschaft von St. James nach Allahabad, und der Gruppe der Entlassenen, die düster genug aussehen, in Indien rechts und links noch weite unbelichtete Menschengruppen berücksichtigen muß, genau so, wie die Spanne zwischen Mac Donald und John Simon in England.

Die schmalen möglichen Unterlagen für den Regenbogen der Verständigung schwimmen also in einem umbrandenden Meer; sie können sehr leicht ins Unüberbrückbare auseinandergetrieben werden.

Aber freilich mahnt den viel gefährlicheren indischen Lebensraum das Schicksal des benachbarten Monsunländerkomplexes China. Dort ist ja seit 1911 mit Gewalt versucht worden, was in Gutem nicht zu erlangen war, das Anbahnen des größtmöglichen Glücks für die größtmögliche Zahl auf revolutionärem, statt evolutionärem Wege; das Ergebnis war z. B. im Herbst 1930, daß in 16 Ländern über 60 Millionen Menschen hilflos Natur- oder Wirtschaftskatastrophen unterlagen, wovon in Hupe allein in 62 Gauen (Kantonen) 9,197,200 Personen getötet oder wenigstens obdachlos waren. Solche Nachbarerfahrung warnt ein Land, wie Indien, das schon in geordneten Verhältnissen 1919 6 Mill. an Influenza verloren hatte.

Die geistigen Führer auch der indischen Linken, weltpolitisch sehr gut im Bilde, auch soweit sie mit seltsamen Methoden der Gewaltlosigkeit immer näher an gewaltsame und revolutionäre Bewegungen hintreiben, wissen also genau, was sie damit tun und wagen. Aber sie wissen das nicht erst seit heute, so wenig, wie die Engländer, die wirklich erfahren wollten, wie es in Indien eigentlich stand.

Doch die Mehrzahl der britischen Wähler hatte die Augen dagegen geschlossen gehalten; und es ist seltsamerweise erst das Ergebnis der Rundtisch-Tagung dieses Winters gewesen, ihnen die Notwendigkeit einer Tempo-Beschleunigung klar zu machen, zu deren Einsicht sie nicht einmal am 26.

1. 1930 das Hissen der weiß-grün-roten Unabhängigkeitsflagge in Lahore gebracht hatte.

Dabei hatte mir schon Weihnachten 1908 der damalige Prokonsul der Nordwestgrenzprovinz in Peshawar an seinem Kamin gesagt: „Wenn mir noch 1900 jemand vorgeschwärmt hätte, es könne so etwas wie ein indisches National-Gefühl geben, hätte ich ihm ins Gesicht gelacht; heute kann ich nicht mehr leugnen, daß es etwas derartiges gibt.“ Andererseits war mir auch wenig später vor dem Palast in Calcutta der greise Maharajah gezeigt worden, der Eduard VII., noch als Prinz von Wales, auf seine Frage: „was denn passieren würde, wenn die Engländer plötzlich, der Sache überdrüssig, aus Indien herausgingen“, die Antwort gegeben hatte: „Dann wäre in der nächsten Nacht keine Jungfer und keine Rupee mehr sicher von Cap Comorin bis zum Rhyber-Paß.“

Aus solcher Erkenntnis hatte denn auch Sir F. Younghusband, der weite Räume Indiens kennt wie seine Tasche, zur Begrüßung der Rundheitstagung geschrieben: „Daß Indien in Revolution ist, diese erstaunliche Entdeckung scheint unsere Presse eben gemacht zu haben. Gewiß ist seit dem Krieg und seit eine Verfassungskommission mit Empfehlungen für die Zukunft Indiens im Lande herum paradierte, das Tempo dieser Revolution beschleunigt und ihre Bewegung dem unbewaffneten Auge deutlicher geworden. In Wahrheit ist aber doch Indien schon die ganzen letzten dreißig Jahre zum mindesten in Revolution gewesen; und seit dem Kriege gibt es wenig Länder, die es nicht sind.“

... Der große Krieg hat nur beschleunigt, was schon im Gange war.“ Dann folgte eine, hier leider zur Wiedergabe zu weitläufige, ausgezeichnete Übersicht des Zustandes, wie ihn Younghusband zu sehen glaubte, mit der wir aber unsere eigenen Anschauungen beinahe Wort für Wort belegen könnten. Auch wir sehen die Bedeutung der Entwicklung seit der Rundheitstagung nicht in neu hereingeworfenen Anschauungen, sondern vor allem in der neuen Beleuchtung der Tatsachen und in der allseitigen Einsicht in die Notwendigkeit einer außerordentlichen Temposteigerung in der Art und Weise des Vorgehens, weil eben in breiten Schichten Indiens vollkommen der Glaube an den guten Willen des britischen Reiches verloren gegangen war, den Vertrauensgraben überhaupt zu überschreiten.

Was vor jenem entscheidenden Vertrauensprung über den Graben noch an technischer Vorbereitung geschehen konnte, ist jetzt alles geschehen. Es ist erstaunlich viel geleistet worden, und eine Klärung der zunächst offenen Möglichkeiten in einem Umfang erfolgt, den sich wahrscheinlich viele der 86 Tagungsteilnehmer nicht träumen ließen, als sie zuerst in St. James zusammenkamen. Die Frage eines mehr föderalistischen oder mehr unitaristischen Aufbaus des künftigen Indien, die Zusammensetzung seiner Vertretungskörper unter Rücksicht auf das heikle Verhältnis der nur in Nordwestprovinz und Sind über Mehrheiten verfügenden Mohammedaner zu der Hindumehrheit, die zwischen 10 und 25 % Anteil schwankender Frauen-Ansprüche, die Ausscheidung wesensverschiedener Bestandteile, wie Burmas, die Fürstenstaaten mit 40 % der Landfläche, fast 25 % der Men-

szenzahl: das alles ist — bei klugem Zusammenspiel mit den 16 Fürstenstaatenvertretern — überraschend günstig zur Regelung angebahnt worden.

Vielleicht haben die Einsichtigsten unter den Fürsten und Fürstenstaats-Vertretern am klarsten die Gefahr ihrer Lage überschaut, und erwiesen sich deshalb als so nützliche Helfer der Britenkrone.

Wenigstens habe ich bei aufmerksamer Verfolgung der Tagung im Widerschein der britischen öffentlichen Meinung den Eindruck gewonnen, daß kaum ein anderer unter den indischen Delegierten so starken Nachklang fand, wie der Maharajah von Alwar, der Herrscher eines eingeborenen Staates im Rajputana, im N.-O. der Arwalli-Berge, mit nur etwa 8000 Qkm. (also etwa $\frac{1}{4}$ der Schweiz) und 700,000 Einwohnern.

Das ist, verglichen mit den 12 Mill. von Hyderabad und den 6 von Mysore oder dem weiten Raum von Kashmir mit seinen rund 220,000 Qkm., ein sehr bescheidener Rückhalt an Raum und Menschenzahl. Daß ihr Vertreter so wirkungsvoll zu Gehör kam, beweist nebenbei, wie stark sich bei dieser sehr aristokratisch zusammengefügten Tagung die Persönlichkeit zur Geltung bringen konnte.

In einer verrückten Zeit, in der ein sozialistischer Labour-Premier des Imperialismus und ein konservativer Vizekönig von Indien (Erwin) des verkappten Sozialismus beschuldigt wurden, weil sie aus Männerüberzeugung Notwendiges, auch gegen Buchstaben und Willen ihrer Parteibonzen und Lehren taten, um 450 Millionen Menschen wenigstens die Möglichkeit unblutiger, evolutionärer Entwicklung zu retten, horchte das nordische Großbritannien auf den dunklen Sprossen eines uralten Rajputengeschlechts, als er sagte: „Wenn die Dinge zu langsam in Schwung kommen, dann sucht die menschliche Natur in Verzweiflung Kurzschluß-Wege. Ich fühle, daß die augenblickliche Bewegung in Indien das Ergebnis einer Philosophie der Verzweiflung ist. Eine große, edle Geste in diesem psychologischen Augenblick wird vielleicht unserm Lande ermöglichen, auf lange, lange Zeit ein dankbarer, zufriedener und loyaler Partner des Reiches zu sein. Es graut mir, auch nur an die andere Seite des Bildes zu denken. . .“ Ramsay Mac Donald und Wedgwood Benn trugen in ihren Antworten der Größe des Augenblicks an der Jahreswende Rechnung.

Innere politische Unabhängigkeit in vollem Dominiumsrang war freilich die selbstverständliche Voraussetzung, die den Rajputen dazu vermochte, seinen Kurs auch nach der Rückkehr halten zu wollen.

Es ist gewiß ein schmaler Weg, und er läuft augenblicklich zwischen den vier Augen eines konservativen Vizekönigs, dessen Nachfolger schon unterwegs ist (Dord Willingdon, nach einer glänzenden Verwaltungslaufbahn) und des frisch, mit der großen Geste, die der Fürst von Alwar gefordert hatte, aus der Haft entlassenen Gandhi.

Mit ihm sind Viele freigegeben worden, die dem britischen Verwaltungskörper bitter weh getan hatten; und was Gandhi darüber hinaus an Amnestie fordert, ist beinahe unmöglich für den Beamtenkörper, dessen Kameraden in ihrer Pflichterfüllung lebendig verbrannt oder eingegraben wurden.

Aber es ist in der Weltgeschichte zuweilen die Art von Heiligen gewesen, mit milder Stimme Unmögliches beharrlich zu verlangen, um die weltliche Gewalt ins Unrecht zu zwingen. Auf dem Tische nach der Rundtisch-Tagung lag zuletzt an Angeboten des Weltreichs, was alle rassenverwandten Völker seiner Dominien, auch französische Kanadier, Buren und niederdeutsche Afrikaander, alle verwandten seines eigenen nordischen Blutes angenommen hätten, um damit zunächst einmal das mächtigste Dominion aufzubauen, und dann weiter zu sehen.

Doch die Versammlung, vor der Gandhi ein solches Nachgeben zu rechtfertigen hätte, obgleich nur Vertreter von 0,35 % eines Volkes mit 90 % Analphabeten, ist von anderer Art, nach Geist, Rasse und Seele. Sie hat vor einem Jahr den guten Glauben verloren, und dafür mit weithin sichtbarer, schwer zurückzunehmender Gebärde ein Zeichen errichtet.

Das Rückwärts-Überschreiten einer solchen, von Stolz, Verzweiflung und Wut gezogenen Marke ist schwer. Es ist schon nicht leicht für Menschen, die ganz freie Herren ihres Handelns sind; wie viel schwerer für Massenfürher, hinter denen die schreierische Konkurrenz bereitsteht, um jene des Verrats an der heiligen Sache zu beschuldigen und die Fackeln wiederum weiter nach links zu schwingen, bis Moskau sie ihnen aus der Hand nimmt.

So schwankt im Augenblick weiß-grün-rot zwischen Hoffnung und Furcht! Die Furcht aber ist das Größere unter ihnen.

Die Entscheidung vom 8. Februar.

Von Hektor Ammann.

Eindeutig ist die Entscheidung vom 8. Februar ausgefallen und damit ist nun eine Angelegenheit zu einem vorläufigen Abschlusse gekommen, die die schweizerische Öffentlichkeit seit Jahren beschäftigt hat. Deshalb soll auch an dieser Stelle rückblickend und wertend die ganze Bewegung gegen die fremden Orden und vor allem ihr Abschluß noch einmal betrachtet werden.

294,000 Ja sind 125,000 Nein gegenübergestanden, 17 annehmende Stände 5 verwerfenden. Mit 70 % der Stimmen und drei Vierteln der Stände ist so die Verschärfung des Ordensverbots Tatsache geworden. Das ist eine Willenskundgebung des Schweizervolkes, an der nicht zu zweifeln und zu rütteln ist. Wohl war die Stimmbeteiligung schwach, aber dafür war auch die Bearbeitung der öffentlichen Meinung so gering wie selten in einer eidgenössischen Abstimmung. Es kam einfach die Meinung der breiten Masse des Schweizervolkes ziemlich unbeeinflusst zum Ausdruck. Und gerade deswegen können wir heute feststellen, daß das Schweizervolk von der Verleihung von fremden Orden nichts, aber auch gar nichts wissen will. Diesen Willen wird man sogar in Paris nicht mißverstehen können.

Damit aber ist wohl das Hauptziel der ganzen Bewegung, die starke Eindämmung der Ordensverleihungen, erreicht. Man kann zuversichtlich